

Die Entführung.

Roman von A. Cronr.

(10. Fortsetzung.)

Er mußte immer an diesen seltsamen Josef denken, der jedenfalls ein Entgleisler und vielleicht ein Romantiker war — vielleicht einer von denen, die Wohlthaten mit Niederträchtigkeit vergelten und an deren Braut nur so gültige Hermander Menschen glauben, wie das herzensgute, alle Ehepaar und die warmherzige Hanna es waren.

Noch lange dachte Herr von Amberg über Josef nach, endlich aber drückte der Schlaf ihn doch die Augen zu.

Er erwachte sehr früh, kleidete sich rasch an und schlich, die Stiefel in der Hand, ins Erdgeschloß hinunter. Anna, die geräuschlos in der Halle aufträumte, war überrascht, als sie den seinen Herrn in Strümpfen herunterkommen sah. Er sagte ihr, er sei gewöhnt, so früh aufzustehen und wäre heute erst auf den Gedanken gekommen, in Strümpfen herunter zu gehen, um Frau Bräuner nicht im Schlaf zu stören.

In der Veranda zog er die Stiefel an und schlenderte unten umher. Knapp neben der Haustür führte eine kleine Stiege zu Josefs Zimmer empor.

Herr von Amberg stieg die paar Stufen hinauf und klopfte an die Tür.

Niemand antwortete. Da drückte er auf die Klinke. Die Tür war unverschlossen. Der Adjunkt trat in das Zimmer. Es war leer.

Ein Blick auf das Bett verriet Amberg, daß es heute nacht nicht benutzt worden war.

Herr von Amberg sah sich in dem Zimmer um. Da erblickte er auf dem Tisch einen Zettel, der mit einer Schere beschneidet war. Amberg las den Zettel.

„Ich gehe, den Herrn zu suchen. Ich gehe heimlich, weil man mich sonst nicht gehen lassen würde. Früher oder später komme ich wieder — hoffentlich mit meinem Herrn.“

Keine Aufschrift, keine Unterschrift — die paar Zeilen waren sichtlich in größter Eile und Aufregung geschrieben.

Ob Josef seine Sachen mitgenommen hatte?

Herr von Amberg blickte in den Schrank und in die Kommode, an denen die Schlüssel hingen. Die beiden Möbel enthielten gut gehaltene Kleider und Wäsche, Bücher und verschiedene Kleinigkeiten.

„Ob er wirklich wiederkommen wird?“ fragte sich Amberg und lachte bitter. Josef mußte ja alles zurücklassen, denn wenn er eine Verfolgung vermeiden wollte, mußte er doch so aussehen, als ob er wiederkommen wollte. Aber was konnte ihn veranlassen, sich gerade jetzt aus dem Staube zu machen? Hatte er, der angeblich in der Bibliothek arbeitete, vielleicht gehorcht?

Ein paarmal hatte es in der Galerie geknarrt, die arme Kranke war ja darüber so erschrocken. Ob Josef da oben gestanden und gehorcht hatte? Aber was hat er denn da gehorcht, das ihn bewog, das Haus heimlich zu verlassen?

„Kästel! Kästel — wohin man blickt!“

Noch eine ganze Weile sann der junge Mann über all das Unbegreifliche nach, dann verließ er Josefs Zimmer.

Den Zettel nahm er mit, um ihn den Damen bei dem heute so ungewöhnlich früh servierten Frühstück vorzulegen.

Die beiden waren starr vor Ueberraschung.

Fräulein Mieska sprach zuerst. „Eine so heftige Regung folgend, sagte sie rasch: „Es ist nicht das erstemal, daß er seit Antons Verschwinden heimlich in der Nacht den Erlenhof verlassen hat.“

„Nicht das erstemal?“ fragte Herr von Amberg in scharfer Tone.

„Nein. In der ersten Nacht, in der wir allein waren, hat er sich auch fortgeschlichen.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Frau Bräuner, die ganz sassunglos war.

„Er selbst hat es wie gesagt. Ganz sinnlos vor Aufregung war er, als er es erwiderte. Vielleicht wußte er gar nicht, daß er sich verriet! O, Tante! Ob er nicht dennoch ein Schurke ist?“

„Nein, Hanna!“ sagte Frau Bräuner mit großer Ruhe und Bestimmtheit. „Nein, dieser Mensch ist nicht schlecht. Es ist, wie er schrieb: er geht seinen Herrn suchen. Gott segne ihn dafür!“

Eine Viertelstunde später fuhr die Kutsche mit Hanna und Amberg aus dem Tore.

Mit tränenfeuchten Augen schaute die geliebte Frau ihnen nach.

„Alle anderen können für Dich etwas tun. Du lieber, Du Güter — nur ich nicht!“ schloß sie herzbegehrend. „Es liegt die Arme auf den

Tisch, den schmerzenden Kopf darauf und weinte bitterlich.“

Da küßte sie, daß jemand neben ihr niederfiel und als sie den Kopf erhob und die graubollen Augen aufschlug, erkannte sie Anna, die weinend die Hände erhob und flehte:

„Denken Sie nicht schlecht von ihm, gnädige Frau! Die andern stecken die Köpfe zusammen und tuscheln und mutmaßen schon allerhand von seinem absonderlichen Wesen, von seinem Hochmut, der nun zu Fall kommen wird, und schieben sie seinem heimlichen Fortgehen den gräßlichen Beweggrund unter. Er aber ist gut und treu! Liebe, liebe gnädige Frau! Meine Hand — mein Herz lege ich für ihn ins Feuer! Und wenn niemand an ihn glaubt — ich glaube an ihn!“

War nicht etwas wie Jubel in diesem Aussprechen? Leuchteten nicht diese tränenvollen Augen? Und das junge, liebe Gesicht, es sah trotz allen Leid so verklärt aus!

Frau Bräuner schlang die Arme um das bebende Mädchen, zog es an sich und sagte liebevoll:

„Anna, auch ich glaube an den, den Sie lieben — den Sie auf die Art lieben, die die einzig richtige ist. Kind, fassen Sie sich. Josef wird wiederkommen, und daß dann Euer Glück gesichert wird, das soll meine Sorge sein. Meine Sorge — o Gott, warum vertraue ich mich noch immer nicht zu sagen: „unserer“ Sorge!“

Gegen ein Uhr kamen Johanna und Amberg von Wien zurück.

Der erste Blick auf ihre ersten Gesichter sagte der angstvoll aufblickenden Frau Bräuner, daß es nicht ihre Gatte war, der die Depesche aufgegeben hatte.

Johanna und Amberg waren mit ihren Fragen noch viel genauer vorgegangen als der Geheimpolizist Polten.

Leopold hatte bereitwillig geantwortet und sie hatten verschiedenes erfahren, was ihnen die Gewißheit gab, daß jener Gast nicht Karl Bräuner, sondern ein anderer Mann gewesen war, der sich alle Mühe gegeben hatte, für Bräuner zu gelten.

Der Mann, der so viel von Bräuners Sachen bei sich gehabt und der dessen Taschentuch zweifellos absichtlich „verloren“ und den Taler vermutlich ebenfalls absichtlich vorausgab hatte — dieser Mann war bei dem Versuch, sich für Bräuner auszugeben, nicht sorgfältig genug vorgegangen.

Zwei Dinge stimmten nicht: die Augengläser, die er trug, und das Gutband.

Der Mann trug in Stahl gefasste Augengläser und die, die der kurz-sichtige Bräuner trug, und die er auch bei seinem letzten Weggehen getragen, hatten eine altmodisch dicke Einfassung von Gold. Bräuners alter Hut war mit einer nicht mehr neuen grünen Schnur umwunden, während der Hut jenes Gastes ein breites, ganz neues grünes Band hatte. Dieser beiden Umstände erinnerte sich Leopold, als er eingehend gefragt wurde, sehr deutlich.

Das von Amberg in der Nacht flüchtig und wohlgetroffene Bild des Verschwindenen aber gab erst die vollständige Sicherheit, daß der Mann, der für Bräuner zu gelten versuchte, seinen Zweck verfehlt hatte.

Die alte Photographie, die Bräuner ohne Vorbehalt darstellte, hatte mit dem Aufgeben der Depesche nur infolge einer geringen Ähnlichkeit, als beide die hohe Stirn und den altmodisch herabhängenden Schnurrbart miteinander gemein hatten.

Als Leopold Herrn von Ambergs Zeichnung vor Augen hatte, sagte er sofort mit größter Bestimmtheit, daß der Gast von vorgestern ganz anders ausgesehen habe.

Nicht ein bißchen Ähnlichkeit“, erklärte er, „besteht zwischen den Gesichtern. Der Herr hier ist ein älterer etwas dicker Herr — und der andere auch. Aber keine Spur, daß der andere so gemüthlich ausgesehen hat. Vor dem hätte man sich eher fürchten können. Und wie er geantwortet hat! Fast verschlungen hat er sein Schnitzel und seinen Wein hat er nur so hinuntergeschluckt. Und getraut hat er auch so schnell, wie er gegessen und getrunken hat“, berichtete Leopold weiter. „Ich habe vielleicht eine Viertelstunde zur Post und wieder zurück gebraucht, inzwischen hatte er sieben Zigaretten geraucht.“

Bei dieser Bemerkung Leopolds schauten Fräulein Mieska und Herr von Amberg einander an.

Bräuner rauchte nie Zigaretten, sondern nur Pflaumen, und wenn er sich recht gemüthlich fühlte, kloppte er sich eine Pfeife.

Da war also wieder ein Beweis, daß der Gast der „Goldenen Birne“ nicht Bräuner gewesen.

Auch Seig hatte die Depesche nicht aufgeben lassen. Darüber hatte Johanna sich ebenfalls Gewißheit verschafft.

Leopold erklärte bestimmt, der bewußte Gast habe braune Augen gehabt, der davongejagte Räuber aber hatte blaue, wie die junge Dame sich noch sehr genau erinnerte.

Da war also wieder ein Beweis, daß der Gast der „Goldenen Birne“ nicht Bräuner gewesen.

Auch Seig hatte die Depesche nicht aufgeben lassen. Darüber hatte Johanna sich ebenfalls Gewißheit verschafft.

Leopold erklärte bestimmt, der bewußte Gast habe braune Augen gehabt, der davongejagte Räuber aber hatte blaue, wie die junge Dame sich noch sehr genau erinnerte.

Da war also wieder ein Beweis, daß der Gast der „Goldenen Birne“ nicht Bräuner gewesen.

Auch Seig hatte die Depesche nicht aufgeben lassen. Darüber hatte Johanna sich ebenfalls Gewißheit verschafft.

Leopold erklärte bestimmt, der bewußte Gast habe braune Augen gehabt, der davongejagte Räuber aber hatte blaue, wie die junge Dame sich noch sehr genau erinnerte.

Mit dem verwundeten Finger schien es übrigens seine Richtigkeit zu haben.

Der Kellner hatte bemerkt, daß die Hand neben der Verbandstelle entzündet und geschwollen gewesen.

Alles das hatten Johanna und Amberg ausgetuschelt und brachten damit die Gewißheit nach dem Erlenhof, daß dessen Besitzer nicht tot, indes in einer recht gefährlichen Situation sei.

Nachdem Frau Emma ihren Bericht angehört, nickte sie und sagte mit einem fast trohen Lächeln:

„Gott sei Dank! Wir können nun doch mit großer Sicherheit annehmen, daß es sich nicht um meines Mannes Leben, sondern nur um sein Geld handelt. Ach, wie gern gebe ich alles hin, was wir haben!“

„Sie werden es wohl billiger machen, die Schufte!“ entgegnete der junge Mann. „Seit ich eine Entführung für wahrscheinlich halte, bin ich überzeugt, daß ein Mensch sie nicht ausführen konnte.“

„Nein, da sind wohl mehrere im Spiel. Aber, lieber Freund, Sie vergessen, daß wir nicht in den Abruzzern leben!“ warf Johanna ein.

„Ah! Da ist Ihr Zweifel wieder. Auch Sie, gnädiges Fräulein, halten unsere Annahme für romanhaft.“

„Wem kommt sie denn noch romanhaft vor?“

„Der Polizei! Sonst hätte sie den Fall nicht so schnell aufgegeben. Ich bin sicher, daß dieses Verbrechen aus Habguth begangen ist. Mich erfährt Grimm bei dem Gedanken, und dennoch beruhigt es mich auch wieder. Wenn ein Schurke sich auf diese Weise fremden Besitz aneignen sucht, hat er es ja nie auf das Leben des Opfers abgesehen. Das Leben ist ihm im Gegentheil eine Ware, die er möglichst teuer loszuschlagen will. Ich wundere mich nur darüber, daß sich die Schufte so lange Zeit lassen, mit ihren Forderungen hervorzutreten.“

„Daran habe ich auch gedacht“, sagte Frau Bräuner, und Fräulein Mieska nickte zustimmend.

„Und welchen Zweck soll diese fast gelungene Vortäuschung der Persönlichkeit meines Mannes haben?“ fuhr Frau Bräuner lebhaft fort.

Der Adjunkt zuckte die Achseln. „Kästel! Lauter Kästel!“ meinte er. „Hoffentlich sind sie zu lösen. Ich habe diesen Sommer keinen Gebrauch von meinem Urlaub gemacht, meine Mutter kam ja zu mir; gewiß wird mir der Herr Förster jetzt Urlaub geben; vielleicht kann ich ihn schon morgen antreten.“

„Sie wollten — in unserer Sache —“

„Aber natürlich, gnädige Frau! Ich will Nachforschungen anstellen.“

„Sie handeln so edel —“

„Ich bin mit meinem Herzen so sehr an der Sache beteiligt, daß ich einfach nicht untätig zusehen kann. Ich möchte so gern wieder das Glück in Ihrem Hause sehen, in dem auch ich mich so wohl fühle. Außerdem ist da ja keiner als —“

Er stockte.

„Was wollten Sie sagen, Herr von Amberg?“

„Etwas Unrichtiges“, erwiderte er gepreßt und sah, plötzlich entnickend, zu Johanna hinüber. Leidenshaftlos klang auch seine Stimme, als er hastig weiter sprach: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein! In meinem Eifer bin ich zudringlich geworden. Natürlich stelle ich mich den Damen vollständig zur Verfügung, aber Herrn Laundorf geht ja der traurige Fall noch viel näher an. Sie werden ihn natürlich schreiben!“

Johanna richtete sich hoch auf. Ihr hübsches Gesicht wechselte die Farbe, und ihre Augen blitzten eigenartig, als sie fast höhlich sagte: „Glauben Sie, daß Fritz die Sache näher geht als Ihnen? Er hat in dieser Zeit große Gemütsruhe gezeigt und es läte mir unendlich leid, wenn er darin geirrt würde. Ich habe einen Brief von ihm bekommen, in dem er mir mitteilt, daß seine Gattin morgen in aller Frühe zur Jagd reiten würden, er natürlich mit ihnen. Da dürfen wir nicht stören. Fritz würde überhaupt Ihre romantische Idee nicht ernst nehmen. Ich schreibe ihm nicht. Ich bitte Sie — o, ich bitte Sie, die neue Spur allein aufzunehmen.“

Sie hatte auffallend ruhig gesprochen. Ihre letzten Worte jedoch klangen erregt, und leidenschaftlich war der Blick, mit dem sie den jungen Fortmann ansah.

Ein großes Staunen kam über ihn. Er neigte kumm das Haupt — ein großes Glücksgefühl sagte ihm das Wort ins Gesicht.

„Ihr Befehl und meine Wünsche begehnen sich“, sagte er nach einer Weile leise.

Frau Bräuner atmete tief auf und lenkte dann das Gespräch in weniger verhängliche Bahnen. Sie sprach Amberg ihren Dank für sein Vorhaben aus und fuhr ohne jede Verlegenheit fort: „Selbstverständlich brauchen Sie nicht, lieber Freund. Man weiß ja nicht, was Sie alles im Verlauf Ihres barmherzigen Wertes zu überwinden haben.“

„Ja, gnädige Frau“, gab Amberg ebenfalls ganz achgemäß zurück, „ohne Geld würde ich wohl nicht viel erreichen. Und da ich ein armer Teufel bin, sehe ich mich in dieser Beziehung auf Sie angewiesen.“

„Ganna, bitte, bringe mir meine kleine Kaffeetasse.“

Fräulein Mieska holte aus dem Zimmer ihrer Tante eine niedliche eiserne Kaffeetasse, der Frau Bräuner ein Päckchen Banknoten entnahm, die sie ungezählt vor Amberg hinlegte. Er steckte sie ruhig ein und erhob sich.

„Ich rate Ihnen, gnädige Frau, den flinken Lois und Martin, der ein starker, besonnener Mann ist, von jetzt an im Hause zu behalten. Falls unsere Vermutung richtig ist, werden Sie früher oder später unangenehmen Besuch bekommen; dann sollen Sie wenigstens nicht allein sein.“

„Oh, ich werde Tante schon nicht allein lassen und meinen Revolver immer bei mir behalten!“ rief Johanna lebhaft.

Herr von Amberg lächelte.

„Sehr gut, gnädiges Fräulein“, meinte er bestimmend. „Lassen Sie Ihre Frau Tante nicht viel allein; aber Ihren Revolver gebrauchen Sie erst, wenn es sich um Leben und Tod handelt; ansonsten dürfte es sich empfehlen, den Expreser laufen zu lassen.“

„Ob ich das über mich bräuche?“

„Sie müssen es über sich bringen! Davon hängt möglicherweise das Leben Ihres Onkels ab.“

„Das ist wahr —“

Johanna überließ ein eisiger Schauer. Hatte vielleicht noch ein anderer Gedanke Teil an diesem plötzlichen Erschrecken?

„Und Ihr Leben — wird das nicht vielleicht auch gefährdet sein?“ flüsterte sie.

„Ist das Leben eines Fortmanns nicht stündlich in Gefahr?“ fragte er. „Um mich sorgen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein. Doch jetzt muß ich gehen, meine Damen. Natürlich werden Sie öfter von mir hören.“

Ein kurzer herzlicher Abschied, dann schritt Herr von Amberg aus der Halle. Bis zur Außentreppe gab Johanna ihm das Geleit. „Gott sei mit Ihnen!“ Das waren ihre letzten Worte. Er schaute ihr dabei in die Augen, und wieder wallte ein Glücksgefühl in ihm empor: Diese schönen, dunklen Augen waren voll Sorge und Tränen — um ihn!

Elftes Kapitel.

Die beiden Schurken — mit dem stillen Mann hinter sich — jagten, so schnell ihr braunes Pferdchen laufen konnte, durch den Nebel, der desto durchsichtiger wurde, je mehr sie sich von der Donau und ihren tiefliegenden, feuchten Auen entfernten.

Zweimal hatten sie des schlechten Riemengeuges wegen Aufenthalt, sonst war alles nach ihrem Wunsch gegangen. Als sie hinter Engelhardtstatten zwischen kleinen Waldbeständen dahinsuhren, konnten sie schon ohne Sorgen sein, denn nun brach die Dämmerung herein. Andererseits wurde der Nebel plötzlich so dicht, daß Jmre, der die Gegend nur aus dem Studium vorzüglicher Terraintarten kannte, schließlich froh war, hinter dem Schlosse Weiden in die prächtige Allee einbiegen zu können, der er nun noch etliche Kilometer weit, bis über den laienlichen Besitz Schloßhof hinaus, folgte, bis sie an der Marchbrücke endete.

Als das Raufchen des Flusses in der Abendstille hörbar wurde, atmete Herr von Laffony schwer auf.

„Was gibt's?“ murmelte Jmre.

„Ich habe entsetzliche Angst!“

„Und ich eine Wut, denn die ganze Bloderei war umsonst. Aber wir werden ihn gleich los werden.“

„Jmre!“

„Was willst Du?“

„Mach ich dabei sein?“

„Nein. Ich habe ja alles andere auch allein getan.“

Jetzt polterte der Wagen über die Holzbrücke.

„Na, da wären wir“, bemerkte Jmre in schredlicher Gemütsruhe. „Wir scheren hinüber und halten in der Weise rechts — falls nicht irgendwer sich hier herumtreibt.“

„Wie willst Du das wissen?“

„Kart! Ich habe doch Ohren! Zu sehen ist natürlich nichts. Aber das ist gerade günstig. Hinter uns war kein Wagen und kein Wanderer. Also brauchen wir nur auf das Vor und zu achten. Bleibt alles still, dann trage ich ihn bis zur Mitte der Brücke und werfe ihn hinunter; eine Minute später bin ich dann wieder bei Dir.“

„Ja, gnädige Frau“, gab Amberg ebenfalls ganz achgemäß zurück, „ohne Geld würde ich wohl nicht viel erreichen. Und da ich ein armer Teufel bin, sehe ich mich in dieser Beziehung auf Sie angewiesen.“

„Ganna, bitte, bringe mir meine kleine Kaffeetasse.“

Fräulein Mieska holte aus dem Zimmer ihrer Tante eine niedliche eiserne Kaffeetasse, der Frau Bräuner ein Päckchen Banknoten entnahm, die sie ungezählt vor Amberg hinlegte. Er steckte sie ruhig ein und erhob sich.

„Ich rate Ihnen, gnädige Frau, den flinken Lois und Martin, der ein starker, besonnener Mann ist, von jetzt an im Hause zu behalten. Falls unsere Vermutung richtig ist, werden Sie früher oder später unangenehmen Besuch bekommen; dann sollen Sie wenigstens nicht allein sein.“

„Oh, ich werde Tante schon nicht allein lassen und meinen Revolver immer bei mir behalten!“ rief Johanna lebhaft.

Herr von Amberg lächelte.

„Sehr gut, gnädiges Fräulein“, meinte er bestimmend. „Lassen Sie Ihre Frau Tante nicht viel allein; aber Ihren Revolver gebrauchen Sie erst, wenn es sich um Leben und Tod handelt; ansonsten dürfte es sich empfehlen, den Expreser laufen zu lassen.“

„Ob ich das über mich bräuche?“

„Sie müssen es über sich bringen! Davon hängt möglicherweise das Leben Ihres Onkels ab.“

„Das ist wahr —“

Johanna überließ ein eisiger Schauer. Hatte vielleicht noch ein anderer Gedanke Teil an diesem plötzlichen Erschrecken?

„Und Ihr Leben — wird das nicht vielleicht auch gefährdet sein?“ flüsterte sie.

„Ist das Leben eines Fortmanns nicht stündlich in Gefahr?“ fragte er. „Um mich sorgen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein. Doch jetzt muß ich gehen, meine Damen. Natürlich werden Sie öfter von mir hören.“

Ein kurzer herzlicher Abschied, dann schritt Herr von Amberg aus der Halle. Bis zur Außentreppe gab Johanna ihm das Geleit. „Gott sei mit Ihnen!“ Das waren ihre letzten Worte. Er schaute ihr dabei in die Augen, und wieder wallte ein Glücksgefühl in ihm empor: Diese schönen, dunklen Augen waren voll Sorge und Tränen — um ihn!

Elftes Kapitel.

Die beiden Schurken — mit dem stillen Mann hinter sich — jagten, so schnell ihr braunes Pferdchen laufen konnte, durch den Nebel, der desto durchsichtiger wurde, je mehr sie sich von der Donau und ihren tiefliegenden, feuchten Auen entfernten.

Zweimal hatten sie des schlechten Riemengeuges wegen Aufenthalt, sonst war alles nach ihrem Wunsch gegangen. Als sie hinter Engelhardtstatten zwischen kleinen Waldbeständen dahinsuhren, konnten sie schon ohne Sorgen sein, denn nun brach die Dämmerung herein. Andererseits wurde der Nebel plötzlich so dicht, daß Jmre, der die Gegend nur aus dem Studium vorzüglicher Terraintarten kannte, schließlich froh war, hinter dem Schlosse Weiden in die prächtige Allee einbiegen zu können, der er nun noch etliche Kilometer weit, bis über den laienlichen Besitz Schloßhof hinaus, folgte, bis sie an der Marchbrücke endete.

Als das Raufchen des Flusses in der Abendstille hörbar wurde, atmete Herr von Laffony schwer auf.

„Was gibt's?“ murmelte Jmre.

„Ich habe entsetzliche Angst!“

„Und ich eine Wut, denn die ganze Bloderei war umsonst. Aber wir werden ihn gleich los werden.“

„Jmre!“

„Was willst Du?“

„Mach ich dabei sein?“

„Nein. Ich habe ja alles andere auch allein getan.“

Jetzt polterte der Wagen über die Holzbrücke.

„Na, da wären wir“, bemerkte Jmre in schredlicher Gemütsruhe. „Wir scheren hinüber und halten in der Weise rechts — falls nicht irgendwer sich hier herumtreibt.“

„Wie willst Du das wissen?“

„Kart! Ich habe doch Ohren! Zu sehen ist natürlich nichts. Aber das ist gerade günstig. Hinter uns war kein Wagen und kein Wanderer. Also brauchen wir nur auf das Vor und zu achten. Bleibt alles still, dann trage ich ihn bis zur Mitte der Brücke und werfe ihn hinunter; eine Minute später bin ich dann wieder bei Dir.“

Im Flur trat ihm Jmre mit einem Wasserseimer entgegen.

„Hilf mir endlich! Mach es Dir nicht gar zu bequem“, turrte er seinen Herrn an.

Da griffen Laffonys weiche, weiße Hände nach dem Eimer und er lehrte verdrossen nach dem Brunnen zurück.

Dann pflegten die beiden abwechselnd den Verwundeten, den Jmre entkleidet hatte und der jetzt sterbensbleich und fast immer bewußtlos dalag.

Aber auch, wenn er ein wenig zu sich kam, vermochte er keinen klaren Gedanken zu fassen. So schlamm hatte die zwei Schläge, die Jmre ihm verpöft auf sein Gesicht gewirkt, so sehr der Blutverlust ihn geschwächt.

Laffony hatte, als er sich in das Krankenzimmer begab, eine Mastkrone angelegt.

Der arme Bräuner war aber gar nicht fähig, jemand zu erkennen. Er hätte es auch nicht beziffert, daß der Mann, der mit frauenhafter Zärtlichkeit die Umschläge auf seinem Kopf wechelte, jener Sandor von Laffony sei, der vor dreieinhalb Jahren sein Gift gegeben.

Gegen halb neun Uhr waren die drei in das enjame Waldhaus gekommen. Jetzt war es zehn Uhr.

Biro hatte ein reichliches Mal zu sich genommen, und auch Laffony hatte einige Bissen hinuntergewirgt. Sie waren gut mit Lebensmitteln versehen, sogar Wein und Bier in Flaschen hatten sie. Als sie in das Waldhaus einzogen, hatten sie vorausgesetzt, daß sie es längere Zeit hindurch beherrschen würden — sie und noch ein anderer.

Sie waren mit allem Nötigen wohlversehen, und auch manchem Ueberflüssigen, wie recht seinem Tabak — Herr und Diener rauchten schon seit einiger Zeit die gleiche Sorte. Biro rauchte nach dem behaglich eingekommenen Mahl bereits die dritte Zigarette.

Er befand sich zurzeit allein in dem Gemach, in dem sonst Laffony schlief, das also auch ein Bett enthielt. Ein Anrichteschrank und ein ausziehbarer Tisch liefen jedoch darauf schließen, daß es eigentlich das Schlafzimmer sei.

Den gelochten Schinten, die Wurst und den Käse hatte Biro gleich vom Parier weggeessen und die Bierflasche geleert, ohne sich eines Glases zu bedienen.

Jetzt lag er faul auf dem schmalen, kurzen Ledersofa, das Laffonys Zeit gegenüber stand, rauchte und dachte darüber nach, wie die Situation am sichersten und bequemsten auszuheilen sei.

Plötzlich stieß er einen scharfen Pfiff aus, auf den hin Laffony, gehorcht wie ein gut dressierter Hund, herüberkam.

„Was willst Du?“ fragte er verdroffen.

„Wo richtete sich auf, schaute ihn eine Weile spöttisch an und schlug sich, laut aufschlagend, auf die Schenkel. „Mensch“, spottete er, „was für ein Gesicht machst Du denn? Jetzt noch, da doch alles geglättet ist!“

„Ich bin das Grauen noch nicht los, das mich, seit wir ihn für tot gehalten, gepackt hat.“

„Altes Weib!“

„Ja, höhe nur, weil ich nicht ein ganzer Teufel bin wie Du.“

„Ja, entweber — oder! Mit Halbheit erreicht man nirgends etwas. Ich bin froh, daß er noch lebt; aber nur deshalb, weil wir nun reich sein werden. Morgen wird er wohl so weit sein, daß er einen Brief schreiben kann.“

„Meinst Du?“

„Biro lachte.“

„Natürlich, wenn er auch schon alt ist, ist er doch ein kräftiger Mann, nicht so einer wie Du, der alle Tage ein paar mal auf das Thermometer guckt, damit er weiß, was er anziehen muß, um sich nicht einen Schnapsen zu holen. Natürlich wird er morgen so weit sein, daß er den Brief schreiben kann, von dem unser Geld und seine Freiheit abhängen.“

„Er ist ja so schwach!“

„Schwach! Du schöne Seele — wie Du von Mitleid triffst! Ich dachte wirklich nicht, daß noch so viel edles Gefühl in Dir steckt.“

Herr von Laffony ballte in stummem Grimm die Hände; er wollte seinem Diener, der sein Herr geworden war, etwas entgegenen, aber er zog vor zu schweigen. Er legte die Mastkrone wieder an und ging zu Bräuner hinüber.

„Nummer Acht! Ich wollte ihn ja schon schlafen lassen“, brummte Jmre hinter ihm her. „Na, mag er noch eine Stunde lang den Samartler spielen.“

Er lehnte sich wieder bequem zurück und nach fünf Minuten schnarchte er.

Drüben sah Laffony und lauschte mit unendlicher Dignität auf die schweren Atemzüge des trotz seiner Bewußtlosigkeit schlafenden Leibes.

(Fortsetzung folgt.)

— Eine freudfertige Ratur. Richter: (in den Alten blättern): „Sie sind mit den Gefegen mehrmals in Konflikt geraten!“

Angeflagter: „Ja — aber daran waren immer nur die Gefege schuld.“